



Abend =

Zeitung.

295.

Donnerstag, am 10. December 1835.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur - C. G. Eb. Winkler (Eb. Hell.)

Die schöne Gabriele.

(Fortsetzung.)

10.

Den Brief Bellegarde's noch in der Hand, saß der Marquis von Coevres, das sorgenschwere Haupt auf seinen Arm gestützt, in seinem Lehnstuhle, als Gabriele, so eben von Nantes kommend, bei ihm eintrat und in augenscheinlicher Bewegung mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu stürzte. Der Marquis lehnte, einen fragenden Blick auf sie werfend, die kindliche Umarmung ab, und statt ihre Begrüßung zu erwidern, sagte er ernst: Setze Dich, Gabriele und höre! Dann entfaltete er den Brief und las:

„Edler, würdiger Mann!

„Mit tiefbetäubtem Herzen muß ich Euere Einladung, nach Coevres zu kommen, ablehnen, da der Zweck, den Ihr dabei beabsichtigt, durch mich nicht mehr erreichbar ist. Seit wir uns das letzte Mal sahen, sind Verhältnisse eingetreten, die mich zwingen, eine, einst meinem Herzen so theuere Verbindung aufzulösen. Der König liebt, wie Ihr wißt, mit Leidenschaft Euere Tochter, sie stößt, so viel ich vermuthen muß, seine Bewerbung nicht zurück, denn die Thür ihres Gemaches blieb mir, nicht ihm verschlossen, und so wird es auch wohl mit ihrem Herzen seyn. Sollte ich hierin irren, so hat mir doch Gabrielens kaltes Benehmen satissam gezeigt, daß meine Hand ihr das Glück nicht mehr

geben kann, das ihre Phantasie jetzt träumt. Und sollte ich auch hierin mich irren, wie könnten sich bei des Königs heftiger Leidenschaft meine und meiner Gattin Verhältnisse für die Zukunft gestalten? Ich bin zu stolz, wenn auch nur in den Augen der Welt, die Zahl derer zu vermehren, die ihren Namen den königlichen Geliebten lieben, zu herrisch, um nicht allein Herr in meinem Hause seyn zu wollen. Ihr werdet Euch als Mann von Ehre in meine Lage setzen können und mir alsdann gewiß verzeihen, wenn ich mit diesem Briefe die Verbindung zerreiße, die mich an Euere Tochter knüpfte.

Roger, Herr von Bellegarde.“

Während der Marquis diesen Brief las, brachen Gabrielens Thränen hervor, aber ehe er geendet, waren sie auch schon wieder getrocknet.

Nun, Gabriele? — sagte der Vater, einen furchtbaren Blick auf sie werfend — Also bis dahin ist es auch mit Dir gekommen? Auch der Gram um Dich soll mein Haar bleichen?

Nein, Vater, nein! rief sie, sich an seine Brust werfend.

Bist Du nicht strafbar?

Bei dem allmächtigen Gott und der heiligen Mutter, nein!

So rede, erzähle mir genau, was vorgefallen ist.

Gabriele unterrichtete ihn nun von Allem, verhehlte ihm Bellegarde's Treulosigkeit nicht, verschwieg aber auch kein Wort des Königs, wie er mit Offen-

heit ihr die Aussicht gezeigt, daß ihr, sobald er von Margarethe von Balois geschieden, seine Hand werden könnte.

Lockesang! — murmelte der Alte — Glaubst Du solch thörigen Worten ungezügelter Leidenschaft, vielleicht im Augenblicke redlich gemeint, aber schnell wieder zurückgenommen?

Ich glaub' ihm nicht, ich hoffe nichts, und doch —

Und doch? fiel ihr der Vater mit Hestigkeit in die Rede.

Zürnt mir nicht, geliebter Vater! — sprach sie, sich schmeichelnd an ihn lehrend — zürnt mir nicht wegen eines thörigen Wahnes, der mich ergriffen hat, so sehr ich mich auch gegen ihn gestäubt habe. Erinnert Ihr Euch noch jenes häßlichen Weibes, das mir für die dargereichte Gabe bei Verkündigung meiner Zukunft eine Krone verhielt? Als Bellegarde um mich warb, glaubt' ich, es sey die Brautkrone, die er in mein Haar flechten würde, aber beim Anblicke des Louvres stieg der Kühne, vielleicht auch thörige Gedanke in mir auf, es könne wohl die Krone seyn, die über dem Portale des Palastes prangt. Könnt Ihr mich nach dem, was mir der König sagte, verdammen, daß ich jetzt den Wahn nähre?

Der Marquis antwortete nicht, sondern sah noch immer finster vor sich hin, doch war auf seinem Gesicht unverkennbar zu lesen, daß die Worte Gabriels Eindruck auf ihn gemacht hatten. Sein sorgenschweres Haupt schüttelnd, erfaßte er jetzt, versöhnt, so wie es schien, der Tochter Hand. Du warst von jeher mein Liebling, — sprach er — warst es schon deshalb, weil Du Deiner Mutter unter allen Deinen Schwestern am wenigsten in Deinen Zügen wie in Deinem Benehmen glichest, aber auch, weil Du stets ein solgfames Kind warest. Versprichst Du auch jetzt, in Allem mir zu gehorchen, in nichts meinem Willen zu widerstreben, auch jetzt noch mein liebes Kind zu seyn, wie Du es immer warst?

Gabriele, von augenblicklicher Rührung hingerissen, sagte ein freundiges „Ja!“

Der Vater nickte ihr freundlich zu, doch wurde er bald wieder ernster, nahm das auf seinem Bettisch stehende Crucifix und hielt es Gabrielen vor. Wiederhole Deinen Schwur, mir in Allem zu gehorchen und lege die Hand auf dieses Heilige! — sprach er dann feierlich — und Gabriele, beim Anblicke des Crucifixes schauerlich ergriffen, stammelte ein leises „Ja!“

Noch am nämlichen Abend verließ der Marquis Coevres.

Gabriele, ihren Vater kennend, konnte leicht ahnen, daß irgend ein Plan ihn zu der Herbeiführung jener feierlichen Scene bewogen haben mußte. Sie kannte seine Halsstarrigkeit, seinen festen, unbeugsamen Sinn und fürchtete Unangenehmes. Daß selbst sein Ehrgeiz, seine Sehnsucht, den erloschenen Glanz der Familie wieder herzustellen, nicht stark genug seyn würden, den Wünschen des Königs zu willfahren, war sie überzeugt. Was konnte er also von ihr verlangen? Sie ahnete es nicht und wußte bei dem Zwiespalte ihres Innern selbst nicht, was sie hoffen, was sie fürchten sollte. Bellegarde's Brief hatte sie tief verwundet und doch nicht so sehr, um ihn hassen zu können. Ihre Eitelkeit, der Traum einer Krone, war nicht stark, nicht lebendig genug, um ihre Wünsche mit den Wünschen des Königs zu vereinen, für den sie nicht Liebe, wenn auch Bewunderung, Achtung und Theilnahme fühlte. Sie befand sich in dem traurigen Seelenzustande, wo der Mensch keinen feststehenden Wunsch, wohl aber tausend ängstliche Sorgen hat. —

Zu alle dem gesellte sich noch eine unerwartete Begebenheit. Am Tage nach des Vaters Abreise kam la Rousse in den Hof von Coevres gesprengt und brachte Gabrielen einen Brief seines Herrn.

„Traurige Verhältnisse, denen ich nicht entgehen konnte, zwangen mich, den Brief an Euern Vater zu schreiben, der meiner theuern Gabriele mich in ein so nachtheiliges Licht gestellt haben muß. Ich eile, frei, wie ich in diesem Augenblicke bin, Euch mein Herz zu zeigen, wie es wahrhaft ist, mein Herz, das nur in Euerm Besitze sein Glück finden kann. Verzeiht mir, daß, von dem Augenblicke überrascht, der Muth mir fehlte, den gebietenden Verhältnissen zu trotzen, und übergebt dann inliegendes Schreiben Euerm edlen Vater, daß auch er mir verzeihe, wie Euer liebendes Herz es gewiß thun wird. Ein Wort von Euch, und ich eile nach Coevres in die Arme der Geliebten, aus denen mich dann nichts wieder reißen soll. Bis in den Tod

der Euerige

Roger, Herr von Bellegarde.“

Gabriele las und durchlas den Brief; die schlummernde Liebe wollte erwachen, aber der Stolz gebot ihr den ewigen Schlaf. Sie ließ la Rousse rufen, in der Hoffnung, durch ihn die näheren Verhältnisse zu

erfahren, die Bellegarde zu Abfassung zweier so ganz entgegengesetzter Briefe bestimmen konnten.

La Rousse erschien und betrog seinen Herrn und Gabriele, denn seinem Eigennutze war Alles daran gelegen, daß die Wünsche des Königs erfüllt würden. Er berichtete ihr, daß Bellegarde den ersten Brief auf Befehl des Fräuleins von Guise geschrieben, und daß diese ihm das Schreiben eingehändigt habe; in wiefern er aber hierbei die Hand im Spiele gehabt und daß sein Herr im Begriff gewesen sey nach Coevres abzureisen, verschwieg er ihr weislich. La Rousse's Erzählung bestimmte dennoch Gabriele nicht; sie befahl ihm, zu warten, bis sie ihm Antwort mitgeben würde; bald wollte sie Bellegarde in den härtesten Ausdrücken den Scheidebrief schicken, bald in Erinnerung vergangener Tage, schonend sich von ihm trennen, bald ihm verachtungsvoll gar nicht antworten. So vergingen in stetem Kampfe mit sich selbst mehre Tage, in denen ihre Schwestern, von Bellegarde's Absagebriefe unterrichtet, alle Pfeile ihres Witzes auf sie abschossen und sie mit verwundenden Neckereien belästigten; nur Françoise war gutmüthig oder listig genug, Theil an ihrem Schicksale zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedanken aus dem Französischen der Prinzessin Constanze von Salm.

18.

Es gibt bei'm Unglück einen höchst furchtbaren Augenblick, der dieß gewissermaßen noch mehr als das Unglück selbst ist, den nämlich, wo es uns nicht mehr möglich ist, daran zu zweifeln.

19.

Männer fangen an, Seelenschmerz zu begreifen, wenn sie ihn erdulden müssen; Frauen verstehen ihn lange vorher schon.

20.

Die Liebe nimmt im Leben einer gefühlvollen Frau eine so wichtige Stelle ein, sie nimmt ihre Zeit und Kräfte so ganz in Beschlag, der idealische Zauber, in welchem sie sich wiegt, ist so mächtig und verbreitet sich so sehr über Alles, daß wenn das Alter kommt, wo sie darauf verzichten muß, sie aus einem langen Traume zu erwachen glaubt, und zum ersten Mal die Sorgen und Armligkeiten des Lebens gewahr wird.

21.

Die Frau, welche ihren Geliebten einen Tag lang nicht gesehen hat, hält diesen Tag für verloren für sich, der liebendste Mann selbst, nur für verloren für die Liebe.

22.

Es gibt keine wahre Freundschaft bei ungleichem Alter, eher noch Liebe. Dieses sonderbare und leidenschaftliche Gefühl kann Entgegenstehendes vereinen, aber Freundschaft, weise und gemessen, verlangt in Allem Einklang und Gleichheit.

23.

Man kann dem Egoisten kühn seine Geheimnisse anvertrauen, wenn sie nicht ihn selbst betreffen. Er ist so sehr mit sich selbst beschäftigt, daß Alles, was ihn nicht angeht, fast in selbigem Augenblicke aus seinem Gedächtnisse verschwindet.

24.

Es ist für einen listigen Menschen leicht, einen ehrlichen Mann zu betrügen, aber unmöglich ist es ihm, sich ganz von dem Gefühle der Achtung zu befreien, das ihm selbst der, den er hintergeht, dennoch einflößt.

25.

In den schrecklichen Augenblicken des Lebens, wo man gegen Verleumdung, Neid, Rache ankämpfen hat, ist es leichter, als man glaubt, Muth zu besitzen; das Schwierige ist: Maß zu halten.

26.

Wenn man sich, öffentlich in seiner Ehre, seiner Aufführung, seinen Meinungen angegriffen sieht, muß man sich beeilen, die Wahrheit zu enthüllen. Das Schweigen der Verachtung mag wohl würdevoller seyn, aber es ist nur eine Antwort für allzu Wenige: es läßt der Verleumdung zu vielen Spielraum, es kann eben so leicht zur Waffe des Strafbaren wie zu der des Schuldlosen werden, und es macht bei'm Publico keinen Eindruck, das stets aufgeklärt seyn will, leicht durch den verführt wird, der zu ihm redet, und eine Idee nicht eher aufgibt, als bis man ihm andere, wenigstens eben so gewichtige dafür bietet.

27.

Wie glücklich uns auch die Achtung des Publicums machen möge, sie gewährt uns nie so viel Gutes, als uns dessen Ungerechtigkeit Uebles zufügt.

Lh. H.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz: Nachrichten.

Aus Paris.

(Fortsetzung.)

Es ist nun die Frage: wer trägt die Schuld dieser Verbrechen, wer hat den Keim dazu gelegt? Die Geseze, die Wissenschaft, die Verhältnisse oder die Natur? Meine Meinung wäre für die drei ersteren, und insbesondere für die gesellschaftlichen Verhältnisse, welche durch die Geseze geregelt werden. Die Wissenschaft gesellte sich zu ihnen, um das Ungeheure, das sie hervorriefen, zu vollenden. Es bekam seine Kraft durch die Philosophie, die zum Bösen neigte. Ein unwiderstehlicher Hebel, er riß das ganze Individuum aus seinen Angeln. Hätte Lacenaire keine Philosophie, keine so gründliche Logik, keine so tactfeste Consequenz, so müßte man ihn für krank, für wahnsinnig halten — so aber widersetzten sich dieser medizinischen Entschuldigung die denkenden Köpfe, aus Furcht, auch für Narren gehalten zu werden.

Ich lasse mir meines Theils diesen Mörder nicht wegstreichen aus der Sammlung von Beweisen für die Schädlichkeit jedes philosophischen Systems. Es war stets meine Meinung, daß ein solches die Sinne verwirre, den Menschen absondere und entgesellschaftliche. Hat ein Geist in sich nicht hinreichenden Stoff zum Guten, so muß die Theorie von Gott, Moral, Gesez und Ichheit nothwendigerweise seine Intelligenz auf Abwege führen, die der Körper vorzeigt. Mit dem Fleische ist es gar was Arges, wenn es über die Besinnlichkeit hinaus will.

Man erzählt jetzt wunderbare Dinge von Lacenaire, seltene Proben seines Scharfsinnes, seiner Urtheilskraft. Einige gehen so weit, zu behaupten, die Regierung wolle ihm das Leben schenken und seinen Kopf an die Spitze einer Polizeiabtheilung stellen, wie solches schon früher einige Mal geschehen ist. Ich enthalte mich über solche Gerüchte jeglichen Urtheils.

Aber wohin ist es mit der Gesellschaft gekommen? Welches ist noch nicht geschehen? Was wird noch geschehen? Es wäre zu wünschen, daß man in jedem Lande ein Gesez gäbe für die Capacitäten, und daß auch der bestraft würde, der einen Menschen wirklich unter sich selbst kommen läßt. Kein Staat hat die Mittel in Händen, Verbrechen zu verhüten, Jeder hat sie, die Menschen zu erziehen, bessern, bekehren. — Mit der Strafe ist gar nichts gethan für das Gemeinbeste, man muß die Strafen überflüssig machen.

Aus Weimar.

Im November 1835.

Briefauszug.

— — — In Bezug auf Ihre Anfrage, wie das dritte treffliche Product des geistreichen Verfassers von „Lüge und Wahrheit“, das dreiactige Lustspiel: „Der Verlobungsring“, auf unserer Bühne gegeben und von dem hiesigen Publikum aufgenommen worden,

en, erlaube ich mir, Ihnen für die Bessertina, schon vor der zeitherkömmlichen Absendung meines semestrellen Correspondenz-Berichtes, Folgendes vorauszuschicken.

Hatten die beiden ersten Lustspiele: „Lüge und Wahrheit“ und „die Braut aus der Residenz“, sich hier des ausgezeichnetsten Beifalles zu erfreuen, so konnte derselbe auch dem „Verlobungsring“ nicht entgehen, obgleich wir hierbei unparteiisch bemerken müssen, daß „die Braut aus der Residenz“, mit lebhafterem Applaus belohnt wurde. Die in dem schönen Charakter des Grafen von Wildenhayn gelegten, den echten Mann bezeichnenden Momente wurden von Durand vortrefflich hervorgehoben; das Schwankende in dem Benehmen der Franziska von Falkenberg, von Mad. Senast eben so naturgetreu als das Wiedererkennen ihrer selbst, nachdem sie ihren eifersüchtig leichtsinnig-schwärmerischen Vetter Adolph ganz hat kennen lernen, dargestellt, daß nur zu wünschen übrig blieb, die Rolle des Adolph sey in die Hände eines dieselbe mehr fassenden Schauspielers gelegt gewesen als es hier der Fall war. Wir können beinahe annehmen, daß dieser Umstand mit zu dem mindern Applaus beigetragen hat. Dieß zeigte sich wieder, als „die Braut aus der Residenz“ am 23. d. M. gegeben wurde. Man möchte sagen, da waren Publikum und Darsteller in ihrem wahren esse und insbesondere wollte das Applaudiren beim Schlusse des zweiten Actes kein Ende nehmen. — Der „Verlobungsring“ hat bis jetzt bloß eine Wiederholung erlebt; wahrscheinlich werden wir ihn noch mehrmal zu sehen bekommen, wenn erst die beiden andern Producte derselben Feder: „Die Fürstenbraut“, und „der Oheim“, in welchem letztern wir für den Doctor Löwe in Durand einen trefflichen Repräsentanten haben, zur Darstellung werden gebracht worden seyn, was, so viel wir vernommen, noch vor dem Schlusse des Jahres oder wenigstens gleich zu Anfange des neuen, der Fall seyn soll.

Wir freuen uns im Ernst recht sehr darauf, denn aus dem „Verlobungsring“ haben wir wieder entnehmen können, welche herrliche Geistesmittel dem Schöpfer dieser Lustspiele der feinern Gattung zu Gebote stehen, uns mit solchen, fast vom Repertoire der deutschen Bühnen verschwundenen Conversation-Stücken, beschenken zu können.

Ich benutze die Gelegenheit, dieser Beantwortung Ihrer Frage, unaufgefordert auch Ihnen von dem Resultat der Aufnahme des von Ihnen aus dem Französischen übertragenen netten Lustspieles: „Geliebt oder todt“, Kenntniß zu geben. Dieß Resultat kann nun freilich kein anderes als ein erfreuliches seyn, und wir müssen nur wünschen, die allerliebste Kleinigkeit, welche für Dreiviertelstunden eine herrliche Unterhaltung gewährt, recht bald wieder zu sehen. Das darin beschäftigte Personal unserer Bühne war aber auch von einem so guten Humor besetzt, daß die Auführung eine sehr gelungene werden mußte. Als Durand (Bonnivet) zu Winterberger (Savigny) ihn an den Schultern rüttelnd, sagte: „Sind Sie denn nicht todt?“ hat sich gewiß auch der größte Misanthrop des Lachens nicht erwehren können.

(Der Beschluß folgt.)